

Leseprobe aus:

Stefanie-Lahya Aukongo

Kalungas Kind



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



Der Tag, der alles veränderte

«Lauft! Lauft davon! Sie greifen uns an! Schnell raus hier!»

Das Mädchen fuhr aus dem Schlaf hoch. Um sie herum rann-ten alle durcheinander. Der sechzehnjährigen Clementine blieb keine Zeit zum Nachdenken oder gar, um Fragen zu stellen. Mit den anderen Frauen und Mädchen stürmte sie aus dem Haus, in dem sie erst seit zwei Tagen wohnte. Sie hörte das Dröhnen von Flugzeugmotoren, das Knattern von Maschinengewehren und Schüssen, die durch die Luft peitschten. Ganz in der Nähe explodierten Bomben, die den trockenen afrikanischen Boden meterhoch in die Luft schleuderten. Blutende Frauen brachen mit ihren Kindern auf dem Rücken zusammen, starben direkt vor den Füßen des verängstigten Mädchens. Qualmschwaden nahmen ihr die Luft zum Atmen. Instinktiv flüchtete sie in die Richtung, aus der die wenigsten Menschen kamen.

Clementine hatte tatsächlich Glück. Sie traf auf keinen der Angreifer. Aber überall lagen Sterbende, denen sie nicht helfen konnte, und Tote, die sie aus gebrochenen Augen anstarrten. Die Fiehende versuchte, nicht hinzusehen, hastete immer weiter. Erreichte gelb verdorrtes Gras, es stand hüfthoch und bot ihr Deckung. Ihr Puls raste, sie sah sich um – sie war plötzlich ganz allein. Noch immer hörte sie Bomben explodieren, Menschen schrien vor Schmerzen und in Panik.

Erst zwei Tage zuvor war Clementine zu diesem Ort in Angola gebracht worden und hatte keine Ahnung, wohin sie entkommen sollte. Die einzige Orientierung, die sich ihr bot, waren die sich nähernden Gewehrsalven rechts und links von ihr. Darum rannte sie geradeaus. Und plötzlich stand sie vor einem etwa drei Meter breiten Fluss. Er war so flach, dass sie hindurchwaten konnte. In dieser langen Minute war sie völlig schutzlos, und gerade, als sie mit einem Fuß das Ufer erreichte und der andere noch im Wasser stand, hörte Clementine den Schuss. Er klang wie eine Explosion, entsetzlich nah. Sie hatte das Gefühl, die Beine würden ihr unter dem Körper weggerissen. Sie stürzte auf den braunen Sand des Ufers. Der Schock ließ sie die Schmerzen noch nicht empfinden. Sie wusste nur: Ich will nicht sterben!

Nicht weit entfernt waren zwischen hohem Gras Büsche. Auf ihre Unterarme gestützt, robbte das Mädchen los und verkroch sich unter den dornigen, tief herabhängenden Zweigen. Wenn die Angreifer bemerkten, dass sie noch lebte, würde man sie finden und erschießen. Sie musste sich tot stellen, um überhaupt eine winzige Chance zu haben, am Leben zu bleiben. Ihre Lungen brannten, ihr Herz raste, und auf einmal spürte sie den wahnsinnigen Schmerz. Und bevor sie das Ausmaß ihrer Verletzungen am Unterkörper begriff, wurde um sie herum alles schwarz. Als die Ohnmacht wich und der Schmerz wie verrückt in ihrem ganzen Körper tobte und die Gewehrschüsse immer noch knatterten, da tastete sie vorsichtig nach ihrer Hüfte. Als sie ihre Hand ansah, war die voller Blut, und große Beißameisen krabbelten darauf herum. Überall waren die aggressiven Insekten – und Clementine war ihnen ausgeliefert.

Sie wusste noch nicht viel über den menschlichen Körper. In dem Flüchtlingslager, in dem sie zuvor war, hatte sie eine Ausbildung zur Krankenpflegerin begonnen. Fast alle ihre Patien-

ten waren wegen des Bürgerkriegs mit Schussverletzungen ins Lazarett eingeliefert worden. Sie starben nicht sofort daran, sondern verbluteten, wenn man die Blutzufuhr nicht schnellstens unterband. In ihrem Versteck unter den Büschen zog Clementine die Jacke aus grobem Stoff aus, die sie trug. Sie wusste nicht genau, an welcher Stelle sie wirklich abbinden musste, sie tat es auf gut Glück. Und musste sich dabei vorsichtig bewegen. Niemand durfte wahrnehmen, dass der Schuss sie nicht getötet hatte. Gleichzeitig spritzten die Ameisen ihr Gift in die offenen Wunden. Sie hätte schreien mögen, aber sie wusste, dass man sie dann doch noch finden würde. Um sie zu erschießen. Wieder wurde sie bewusstlos.

Das hilflos unter den Büschen liegende Mädchen kam wieder zu sich, wurde erneut ohnmächtig. Während sie zwischen Leben und Tod schwebte, verlor sie jedes Gefühl für die Zeit. Irgendwann verklangen die Schüsse, Hubschrauber landeten und flogen weg. In den Süden, dorthin, woher die feindlichen Soldaten aufgetaucht waren. Der eigentliche Angriff schien vorbei zu sein, aber die Schmerzen in Clementines Körper hörten nicht auf.

Der 4. Mai 1978, der Tag, der Clementines Leben für immer veränderte, ging zu Ende. Sie zitterte vor Angst und Schmerzen. Sie wusste nicht, ob sie durchhalten würde, bis man sie fand. Falls überhaupt Hilfe kommen würde.

Die Sonne stand schon hoch, als Clementine Stimmen von Männern vernahm. Sie suchten die Gegend nach Überlebenden ab. Mit letzter Kraft robbte die Verwundete aus ihrem Versteck hervor und rief um Hilfe. Hände packten sie und luden sie auf einen Ochsenkarren, auf dem schon andere Schwerverletzte waren. Mehr und mehr Menschen wurden neben sie gelegt. Niemand untersuchte sie oder versorgte ihre Wunden. Die Hel-

fer hatten nur Hände, mit denen sie Überlebende auf Karren packten, und Spaten, um Massengräber auszuheben, in denen sie Hunderte von Toten bestatteten. Es waren vor allem Kinder, junge und alte Frauen. Clementine sah all das, und sie beschloss, es zu vergessen, um sich nicht fragen zu müssen: Warum habe ich überlebt und nicht die anderen?

Tagelang rumpelte das einfache Gefährt über ausgefahrene Wege, jede Rille im Boden, jedes Schlagloch, jeder Stein vergrößerte die Schmerzen. Die einzige Zuflucht, die Clementine blieb, war die Zuversicht, dass Kalunga sie beschützte, ihr Gott, an den sie glaubte. Nach einem tagelangen, nicht enden wollenden Transport über viele hundert Kilometer wurde sie vom Ochsenkarren geladen. Man legte sie irgendwo auf den Boden, sagte ihr, sie wäre jetzt in einem anderen Flüchtlingslager. Doch auch dort konnte ihr nicht geholfen werden: Für die unzähligen Verletzten, Kranken und Sterbenden, die man hier versammelte, hatte man nicht einmal annähernd genug Medizin und kaum Verbandsmaterial. Es gab auch viel zu wenige Ärzte und Schwestern.

Unter unzähligen Menschen, die sich in einem so furchtbaren Zustand wie Clementine befanden, fiel dennoch ausgerechnet sie jemandem auf. Die leichte Wölbung ihres Leibes wäre kaum bemerkt worden, wenn das sechzehn Jahre alte Mädchen nicht so unglaublich mager gewesen wäre.

«Bist du schwanger?»

Viel mehr, als diese Frage zu bejahen, konnte Clementine nicht. Ihre unversorgten Wunden eiterten bereits, sie hatte hohes Fieber.

Schmerzen und Angst machten es ihr unmöglich, zu verfolgen, wie über sie beraten wurde. Sie ließ nur alles geschehen, was man mit ihr tat. Sie wurde auf eine Trage gelegt und schließlich in ein Flugzeug transportiert. Ihre Panik wuchs, denn die

Menschen, die sich um sie kümmerten, hatten eine weiße Haut. Weiß wie jene Südafrikaner, die sie so furchtbar zugerichtet hatten. Aber ihre Retter redeten nicht in der Sprache der Peiniger, sondern in einer, die Clementine nicht kannte.

Das Flugzeug hatte nur neunzehn weitere schwarze Passagiere an Bord, alle waren in einem ähnlich schlechten Zustand wie Clementine. Doch sie war die Einzige, die ein Baby im Bauch trug. Und da dachte sie daran, warum sie überhaupt an jenem Ort gewesen war, an dem man sie wie ein fliehendes Tier angeschossen hatte. In dem Flüchtlingslager Cassinga, so hatte es geheißen, wäre die werdende Mutter sicher.

Während des Fluges wurde Clementine gesagt, dass sie auf dem Weg in die DDR wäre. Dort würde man sie operieren. Sie hatte keine Ahnung, was die DDR war. Sie spürte nur Dankbarkeit. Auch ihren Rettern gegenüber, vor allem aber gegenüber Kalunga. Denn ihre Mutter hatte ihr immer gesagt: «Kalunga vergisst die Menschen nicht.»

Zu diesem Zeitpunkt war bereits ein Monat vergangen, seitdem das Mädchen dem Massaker von Cassinga mit knapper Not entkommen war. Es vergingen noch einmal drei weitere Monate, bis Clementine am 13. September 1978 in Ostberlin von einer Tochter entbunden wurde.

Obwohl es den Bräuchen ihrer afrikanischen Heimat entsprechen hätte, ihre Tochter nach der Mutter, der Schwester oder einer anderen nahen Verwandten zu benennen, entschied sich Clementine ganz anders. Sie wählte den Namen einer deutschen Krankenschwester, die sie pflegte.

Clementine Aukongo nannte das Kind Stefanie.

Etwa zwanzig Jahre später besuchte ich meine Großmutter im äußersten Norden von Namibia. Das Zuhause meiner *meeekulu* lag in einer Gegend, die jener gleicht, in der sich 1978 das Flücht-

lingslager von Cassinga befunden hatte. Eine endlose flache Weite aus Sand und Buschwerk. In dem Labyrinth aus Wegen, die sich durch Sträucher und Büsche schlängelten, verlor ich bald die Orientierung. Alles sah gleich aus, eine unvorstellbare Einsamkeit. Und mitten in diesem Nirgendwo ein mannshoher Zaun aus von der Sonne gebleichten, senkrecht im Boden steckenden Ästen. Dahinter runde Hütten aus Holz, gedeckt mit Hirsestroh.

Die Haut meiner Großmutter war so schwarz wie meine. Aber bei mir sorgte die extreme Sonneneinstrahlung dafür, dass ich einen Sonnenbrand bekam. *Meekulu* konnte weder lesen noch schreiben, hatte nie Radio gehört oder ferngesehen. Wenn wir uns unterhalten wollten, brauchten wir jemanden, der für uns übersetzte. Denn die Mutter meiner Mutter hatte nie Englisch gelernt. Und ich konnte mich in ihrer Sprache, Oshiwambo, nur bruchstückhaft ausdrücken. Eines Morgens putzte ich mir die Zähne und spülte den Mund aus. Das Wasser schmeckte scheußlich, denn es stammte aus einem trüben, viele Kilometer entfernten Weiher. Achtlos goss ich es in den Sand. Am späten Nachmittag kehrte ich zu meiner Hütte zurück. Und genau an der Stelle, wo ich am Morgen meinen Becher geleert hatte, war eine kleine Pflanze gewachsen. Schon eine Handbreit groß. Und sie wuchs weiter in den nächsten Tagen, bekam sogar eine kleine Blüte. Ich konnte es nicht fassen: Da war doch nur Sand! Aber ausgerechnet an dieser Stelle war die kleine Blume im Boden verborgen gewesen. Das bisschen Wasser, achtlos vergossen, hatte sie zum Leben erweckt. Das erschien mir wie ein wahres Wunder.

Es erinnerte mich an mein eigenes Schicksal.

Allerdings würde die kleine Pflanze, die ich bei der Hütte meiner *meekulu* gewissermaßen aus dem Boden hervorgezaubert hatte, nicht so recht in einen deutschen Ziergarten pas-

sen. Und genau das ist meine Geschichte: Ich wuchs in einem deutschen Garten auf, um mich herum blühten Tulpen, Rosen und Dahlien. Eines Tages blickte ich mich um und stellte fest, dass ich keine von diesen Blumen war. Denn die vielen Wendungen meines Schicksals haben an meinem Körper Narben hinterlassen. Manche kann ich mit Kleidung verdecken, mein verkürztes Bein allerdings zwingt mich zu hinken. Zudem habe ich einige weitere Handicaps, mit denen ich gelernt habe, mich zu arrangieren. Die Narben auf meiner Seele wollen allerdings nicht heilen. Sie quälen mich in manchen Nächten mit Alpträumen, die mir wie eine Erinnerung an etwas Furchtbares erscheinen, das ich erlebt habe. Doch ich weiß, dass ich diese Erinnerung nicht haben kann. Es war meine Mutter, die vier Monate vor meiner Geburt durch die Hölle von Cassinga ging.

Trotz all der Einschränkungen, mit denen ich zurechtkommen muss, empfinde ich mein Leben als großes Glück. Auch wenn ich es manchmal anstrengend finde, die zu sein, die ich nun mal bin. So oft wünsche ich mir, unsichtbar zu sein, doch ich falle auf, egal wohin ich gehe. Ich bin eins zweiundfünfzig – und damit nicht nur zu klein. Obendrein bin ich zu dick, zu schwarz und habe viel zu viel Haar auf dem Kopf.

Wenn meine deutsche Familie über die vielen Hindernisse spricht, bis es überhaupt so weit war, dass ich überleben durfte, heißt es: «Steffi hat sieben Leben.» Das klingt wie das sprichwörtliche Los einer Katze. Doch all das Schreckliche, das mir vor meiner Geburt und in meiner frühen Kindheit widerfahren ist, hat mich zu Menschen geführt, durch die ich gelernt habe, dass es sich lohnt, zu kämpfen, zu leben und zu lieben. Dass Leben keine Strafe ist, egal wie aussichtslos, unbarmherzig und ungerecht es erscheint. Dass es Menschen gibt, die einem helfen können, auch wenn man diese nicht gleich auf den ersten

Blick erkennt. In jedem Moment geschieht etwas, das einen weiterbringt.

Ist es nicht auch so, dass man keine Blume an einem Ort vermutet, an dem es niemals regnet?

Meine vier Mütter

Einen größeren Gegensatz als den zwischen der Hütte meiner Großmutter und dem Krankenhaus am Rande der namibischen Hauptstadt Windhoek kann man sich kaum vorstellen. Es war kein Platz, an dem ich eine verborgene Blume vermutete. Im Gegenteil: Die Geschichten, die ich über das Katutura State Hospital kannte, hatten geklungen, als wäre es kein Ort, um gesund zu werden, sondern eher einer zum Sterben.

Als ich nun davorstehe, erinnert mich das Äußere des siebenstöckigen, hinter einem hohen Metallzaun verborgenen grauen Gebäudes eher an einen militärischen Zweck oder gar an ein Gefängnis. Schon seit Tagen weiß ich, dass meine Mutter hier liegt. Doch ich hatte mich nicht getraut, zu ihr zu gehen. Jetzt weigern sich meine Beine, auch nur einen Schritt zu machen. Meine Freundin Letha, die zu meinem Beistand mitgekommen ist, schiebt mich vorwärts in das düstere Verlies der Eingangshalle. Die Frau in der Auskunft nennt die Station, auf der ich meine Mutter finde. Und da spricht Letha aus, was ich insgeheim befürchtet hatte: «Steffi, ich glaube, das ist die Aids-Station oder so etwas Ähnliches. Ich kannte mal jemanden, der dort gelegen hat. Lebend kommt man da nicht mehr raus.» Sie sagt es mit einer ruhigen Bestimmtheit, die wie ein Todesurteil klingt.

Die Freundin nimmt meine Hand und bugsiert mich durch endlose Gänge. Ich suche vergeblich nach Schildern, die den Zweck der Stationen ausweisen. Schließlich frage ich ziemlich aufgelöst eine der Schwestern: «Wo sind wir hier? In der Inneren? In der Chirurgie? Wo?» Die Schwester: «Ich darf Ihnen das nicht sagen.»

Jemand öffnet eine Tür – und dahinter liegt in einem Bett, was übrig ist von meiner Mutter. Sie wirkt wie ein Schatten, nach dem bereits der Tod seine Hände auszustrecken scheint. Weinend stehe ich neben der vor Erschöpfung schlafenden Kranken. Sie bekommt nicht einmal mit, dass ich da bin. So abgemagert und hilflos, wie ich sie vor mir sehe, tut sie mir unendlich leid. Ich weiß, wie schwer meine Mutter in den Monaten vor meiner Geburt darum gekämpft hat, dass ich auf der Welt sein darf. Dafür bin ich ihr dankbar. Sie ist der Anfang meines Lebens. Das Schreckliche daran ist nur, dass sie dort auch geblieben ist – am Anfang von allem. Darum fühle ich in mir eine seltsame Leere, für die es keine Worte gibt. So, wie wir nie miteinander über unsere Probleme haben reden können.

Als meine Mutter schließlich erwacht, sagt sie mit schwacher Stimme: «Mach dir keine Sorgen, es ist nicht schlimm, ich bin nur so hier.»

Sie ringt mit dem Tod – und ich soll mich nicht sorgen? Ich bin doch ihr einziges Kind! Die Fremdheit in diesem Moment, wo zwischen uns Nähe sein sollte, droht mich zu zerreißen. Selbst wenn sie keine Kraft hat, auf mich einzugehen, müsste ihr Herz als Mutter doch spüren, dass sie mich nicht so abspeisen darf! Muss ich sie wirklich so in Erinnerung behalten, als eine nahezu Unbekannte, die auf schreckliche Weise sterben wird? Sie darf nicht gehen, bevor ich die Antworten auf meine noch unausgesprochenen und nicht einmal zu Ende gedachten Fragen kenne! Aber gibt das Schicksal uns dafür genug Zeit?

Das feindlich wirkende Krankenhaus erscheint mir wie ein Symbol für all das, was ich nicht über meine Mutter weiß. Es gibt nur jede Menge Fragezeichen, aus denen sich ein riesiges neues formt: Weiß ich, wer ich bin, wenn ich nicht einmal wirklich weiß, wer die Frau ist, der ich mein Leben verdanke?

Später, als ich das Krankenhaus verlassen und mich wieder etwas beruhigt habe, rufe ich in Berlin an. Bei den Menschen, die meine wahre Familie sind. Weil ich mich völlig überfordert fühle, brauche ich seelische und moralische Unterstützung. Und auf einmal fällt mitten im Telefonat der Satz: «Aber sie ist doch deine Mutter!» Schon früher hatte ich diese Formulierung gehasst, die ich viel zu oft zu hören bekam. Jetzt klingen die Worte, als wäre ich ein Gefühlszombie. Nicht fähig, die eigene Mutter zu lieben. Aber ich wollte sie immer lieben! Wenn sie mir jemals Gelegenheit dazu gegeben hätte!

Der Satz «Aber sie ist doch deine Mutter!» erschien mir wie eine unbewiesene Behauptung. Selbst damals, als meine deutsche Pflegemutter dafür sorgte, dass ich meine leibliche Mutter nie vergaß. Sie nahm mich als kleines Mädchen auf den Schoß und zeigte mir eine alte Zeitschrift. Vom Titelblatt schaute mich eine junge hübsche Afrikanerin mit einer Handvoll kurzer, kunstvoll gezwirbelter Zöpfchen auf dem Kopf skeptisch an. «Sieh mal, Steffi, das da, das ist deine Mutter», sagte meine deutsche Pflegemutter. Und Waltraud Schmieder wies auf das Baby in den Armen der mir fremden Frau: «Und so hast du früher ausgesehen.» Ich erkannte mich in dem sechs Monate alten Säugling im roten Strampelanzug jedes Mal sofort wieder: Ich habe Pausbäckchen, ziehe eine Schmollschnute und blicke teilnahmslos ins Nirgendwo.

In späteren Jahren bekam das Heft vom April 1979 eine neue Bedeutung: Ich sollte verstehen, warum ich nicht bei meiner

leiblichen Mutter in Afrika aufwuchs, sondern bei Pflegeeltern in Deutschland. Da las ich dann auf dem Cover der in der DDR millionenfach gelesenen Frauenzeitschrift *Für Dich* neben dem Kopf meiner Mutter und meinem eigenen die Titelzeile: «Geburtsort: Berlin». Und darunter: «Stefanie in den Armen ihrer Mutter, vertrieben aus der Heimat Namibia».

«Geburtsort Berlin», das stimmte, aber «Heimat Namibia» fühlte sich seltsam an. Wie konnte ein mir unbekanntes Land meine Heimat sein?

Wenn ich die Überschrift zum eigentlichen Artikel im Innenteil las, wusste ich, dass es wirklich um mich ging: «Stefanie und ihre Mütter». Auch dreißig Jahre später stimmt das noch – ich habe tatsächlich mehrere Mütter.

Ein kleines Foto zeigt, wie sie damals aussahen: Meine leibliche Mutter Clementine Aukongo sitzt rechts in einem Krankenbett und schaut ernst auf meinen schwarzen Haarschopf; sie hält mich wie etwas Fremdes. In der Mitte der Aufnahme ist eine Frau mit kurzem, dunklem Haar zu erkennen; sie hat sich leicht vorgebeugt und scheint mit mir zu sprechen. Aus der Haltung meines Kopfes ist zu schließen, dass ich sie ansehe. Waltraud Schmieder war sozusagen die «Chefin» meiner Mütter, meine offizielle Pflegemutter. Für mich ist sie von Anfang an meine Oma. Links von ihr befindet sich ihre Tochter Petra, sie sitzt auf einem Stuhl. Petra ist auf dem Bild eine junge Frau mit schulterlangem Haar. Intensiv sieht sie mich an, wobei sie zärtlich lächelt. Meine vierte Mutter ist nicht auf dem Foto: Petras ältere Schwester Ines war sozusagen der Trumpf, den sich das Schicksal für den richtigen Zeitpunkt aufhob.

Wenn ich den Spuren meines Lebens nachgehe, muss ich bei Petra anfangen. Durch eine Verkettung von Zufällen sorgte die damals erst Neunzehnjährige dafür, dass ich gleichsam aus der Wüste in einen schönen deutschen Garten geholt wurde.

Damals, als die Aufnahme mit meinen Müttern entstand, machte Petra gerade ein sogenanntes Vorpraktisches Jahr im medizinischen Sektor, weil sie später Ärztin werden wollte.

Um den Studienwunsch zu überprüfen, wie man das nannte, musste sie nach ihrem Abitur im Sommer 1978 zunächst als pflegerische Hilfskraft im Klinikum Buch arbeiten. Das war gleichsam eine kleine Stadt am nördlichen Rand von Berlin und mit über dreitausend Betten der größte Krankenhauskomplex in Europa. Jede der verschiedenen, teilweise weit voneinander entfernt liegenden Kliniken hatte einen eigenen Namen und Zweck. Petra war dem Ludwig-Hoffmann-Krankenhaus zugeteilt, um auf der Geriatrie alte Menschen zu pflegen. Nach drei Monaten fragte man sie, ob sie nicht ein Stockwerk tiefer auf Station 306b aushelfen möchte. Sie hätte ablehnen können, aber sie wusste, dass die 306b etwas Besonderes war, und das machte sie neugierig.

Die «Solidaritätsstation» war gerade erst gegründet worden, um junge Patienten aufzunehmen, die allesamt aus Afrika stammten. Aus einem Land, über das man in der DDR nur das wusste, was in der *Aktuellen Kamera* oder der Zeitung berichtet wurde: Das «imperialistische» Südafrika hatte seinen zwar an Rohstoffen reichen, aber ansonsten sehr armen nördlichen Nachbarn Namibia rücksichtslos zu einem Teil von Südafrika gemacht. In einem blutigen Bürgerkrieg wehrte sich die namibische Befreiungsbewegung SWAPO dagegen, und Südafrika reagierte brutal: Den traurigen Höhepunkt bildete das Massaker von Cassinga im Mai 1978. Obwohl dieses Flüchtlingslager 250 Kilometer nördlich der namibisch-angolanischen Grenze auf dem Gebiet der Volksrepublik Angola lag, wurde es mit Bombern und Fallschirmspringern angegriffen und dem Erdboden gleichgemacht. Dies war das Signal für die DDR gewesen, der SWAPO und den Namibiern bei ihrem Kampf gegen

das übermächtige Südafrika solidarisch beizustehen. Zunächst, indem genau zwanzig Schwerverletzte nach Ostberlin ausgeflogen wurden.

Auf der «Solistation», wie sie fast schon zärtlich genannt wurde, lebten die Verwundeten in hellen Zwei- und Vierbettzimmern mit bunten Vorhängen. Obwohl es hieß, die Afrikaner wären einem Bürgerkrieg entkommen, schienen Petra die zehn Männer und zehn Frauen in erstaunlich guter Stimmung zu sein. Sie sangen oft und wirkten trotz ihrer Verletzungen heiter. Die jungen Leute – kaum älter als die Praktikantin – bemühten sich, mit Krücken zu laufen oder ihren Alltag trotz Gipsverband zu meistern, nur wenige waren noch bettlägerig. Es sah nach einfacher Arbeit aus, die Petra zu verrichten hatte – sie war in erster Linie für Frühstück, Mittagessen und Abendbrot zuständig.

Schwierig war allenfalls die Verständigung. Die Muttersprache der Patienten war Oshiwambo. Die einzige Fremdsprache, die sie konnten, war Afrikaans, die Sprache der südafrikanischen Besatzer ihrer Heimat. Nur einige wenige beherrschten etwas Englisch, und die fungierten als Übersetzer.

Nur der Leiter der Solistation sprach fließend Englisch. Ein fast zwei Meter großer Arzt von Mitte dreißig mit dunklem Vollbart, leicht gebeugt gehend, mit dunkler Stimme und offensichtlich viel Geduld. Petras Chef war nicht nur ein versierter Chirurg, der geschundene Körper zusammenflicken konnte, sondern verfügte zudem über gute Kenntnisse in Orthopädietechnik. Da er ebenso wie seine Kollegen nie in Afrika gewesen war, ließ er sich von seinen Patienten erklären, wie sie lebten. Um ihnen schließlich solche Prothesen anfertigen lassen zu können, die auch unter den extremen afrikanischen Bedingungen funktionierten und eine lange Lebensdauer aufwiesen. So wurde der Arzt für seine Patienten zu einem Vertrauten. Da sie seinen komplizierten deutschen Namen nicht aussprechen

konnten, nannten sie den Mediziner Erich Kwiatkowski so, wie er auf sie wirkte: «Doktor Jesus».

Unter den zwanzig jungen Namibiern befanden sich zwei junge Frauen. Eigentlich konnte man sie eher als Mädchen bezeichnen – die eine war vierzehn, die andere gerade siebzehn geworden. Beide waren so schüchtern, dass sie sich kaum trauten, mit ihren Rettern zu sprechen.

Dr. Kwiatkowski machte Petra auf die Ältere der beiden aufmerksam. Ein Geschoss hatte Clementines Hüfte zerschmettert. Seitdem sie vier Monate zuvor, im Juni, auf der Solistation eingeliefert worden war, lag sie nahezu bewegungsunfähig im Krankbett. Drainageschläuche leiteten den Eiter aus ihrem Körper, denn eine Operation hatte der Chirurg nicht angehen können: Clementine war bei ihrer Einlieferung schwanger. Der komplizierte chirurgische Eingriff, der nur mit starken Betäubungsmitteln möglich gewesen wäre, hätte das Leben ihres Kindes gefährdet. Monatelang hatte man ihr nicht einmal Antibiotikum geben können. Seit Mitte September war das Kind endlich auf der Welt. Aber die Geburt hatte die ohnehin ausgezehrte junge Mutter ihre letzte Kraft gekostet. Und es war noch immer unklar, wann mit der eigentlichen Behandlung begonnen werden konnte.

Ihr Baby wurde Clementine einmal am Tag gebracht. Ein winziges schwarzes Mädchen, das keinen afrikanischen Namen trug, sondern sehr deutsch Stefanie hieß. Wie jene Hilfsschwester, mit der sich die Mutter vor ihrer Entbindung ein wenig angefreundet hatte. Soweit das möglich war, wenn man die Sprache der anderen kaum verstand. Petra lernte Schwester Stefanie nur noch flüchtig kennen; sie verließ die Station kurz nach ihrem Kommen. Wäre das Neugeborene allerdings ein Junge gewesen, so hätte Clementine ihn Erich genannt.

Heute muss ich darüber lachen, wenn ich mir das vorstelle: